



Ausgezeichnet

Ulrich Chaussy recherchiert seit Jahrzehnten die Hintergründe des Oktoberfestattentats von 1980. Zeit für eine Würdigung. **Seite 7**

Traumatisiert

Wie verarbeiten Krisenberichterstatte den Schrecken des Krieges? Drei Reporter über den Umgang mit Gewalt, Leid und Tod. **Seite 8**

Unterschätzt

Weibliche Neonazis werden von Medien und Gesellschaft kaum als Bedrohung wahrgenommen. Davon profitiert die rechte Szene. **Seite 10**



Beziehungskrise ohne Paartherapeut

Das Verhältnis zwischen den Medien und ihrem Publikum ist angespannter denn je. Im Internet wächst eine fünfte Gewalt heran, mit der sich Journalisten auseinandersetzen müssen

Die Beziehung von Medien und ihrem Publikum ist geprägt von Misstrauen, gegenseitigen Vorwürfen und einer zunehmend lauter werdenden Kritik am Journalismus. Lügenpresse, das Unwort des Jahres 2014, ist der Inbegriff einer Entwicklung, in der Journalisten erfahren mussten, dass Medienschelte salonfähig geworden ist. Selbst die braune Vergangenheit des Begriffs hat seiner Popularität nicht geschadet. Den bisherigen Höhe- bzw. Tiefpunkt dieser Entwicklung stellten die Reaktionen auf die Berichterstattung über den Absturz der Germanwings-Maschine dar. Die Empörung über die Arbeit einiger Journalisten war enorm. Die volle Namensnennung und unverpixelte Abbildung des Copiloten wurden ebenso kritisiert wie der Medienrummel in Haltern am See, dem Herkunftsort der 16 verunglückten Schülerinnen und Schüler.

Nicht gegen die Norm verstoßen

Dabei hat rückblickend das Gros der Journalisten weder gegen rechtliche noch berufsethische Normen verstoßen. Woran liegt es also, dass das öffentliche Anprangern der Medien in den letzten Jahren fast

schon zu einem Volkssport geworden ist? Und was kann man dagegen tun?

Wer sich dem Phänomen nähern möchte, muss sich im Internet umschaun. Laut dem Tübinger Medienwissenschaftler Bernhard Pörksen ist dort eine fünfte Gewalt entstanden, die sich das Recht auf freie Meinungsäußerung und den schier unendlichen Fundus online vorhandener Informationen zu eigen macht. Das kann eine Demokratie stärken.

So haben es Protestgemeinschaften wie Attac durch ihre Online-Aktionen geschafft, dass das geplante Freihandelsabkommen TTIP öffentlich debattiert wird und Wikis und Blogs leisten Enthüllungsarbeit und können Politiker zu Fall bringen.

Das kann aber auch nach hinten losgehen. Einige tummeln sich nur noch in Communities von Gleichgesinnten (sog. Echo-Kammern), in denen das eigene Weltbild gefestigt wird und alternative Deutungen belächelt oder verachtet werden.

Während die vierte Gewalt, der Journalismus, über die Legislative, Exekutive und Judikative wacht, übernimmt die

fünfte Gewalt die Rolle eines Überwacherbewachters, der den Journalismus kritisch beäugt.

Die fünfte Gewalt ist keine Modeerscheinung, die einfach wieder verschwindet. Sie muss ernst genommen werden, denn ihre gesellschaftliche Bedeutung wächst stetig. Gleichzeitig ist das Vertrauen des Publikums in die Medien so gering wie lange nicht mehr.

Die fünfte Gewalt ist allerdings alles andere als homogen.

Pauschale Urteile über das überwiegend anonyme Heer der Medienkritiker sind deshalb ebenso wenig zulässig wie eine generelle Verurteilung der Journalisten, betonte Pörksen auf der Podiumsdiskussion „Wie viel Medienschelte verträgt die Pressefreiheit?“ Ende April in Berlin. So sehr sich die Medienverdrossenen durch Beleidigungen und Vorwürfe wie Lügenpresse diskreditieren, umso wichtiger ist es, dass die von Kritik betroffenen Journalisten zwischen den Anhängern der fünften Gewalt differenzieren. Pörksen unterscheidet sie einerseits in „Empörungsjunkies“ und „ideologisch radikalisierte“, mit denen eine Diskussion wenig

Die fünfte Gewalt ist keine Modeerscheinung, die einfach wieder verschwindet.

IN EIGENER SACHE



Der *nestbeschmutzer* erscheint in diesem Jahr erstmals an beiden Tagen der Konferenz und bietet Informationen und Programmhinweise zu zahlreichen Themen der Jahrestagung. Die Freitagsausgabe wurde von Studierenden des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg erstellt. Unterstützt wurden sie dabei von MESSAGE, der Internationalen Zeitschrift für Journalismus.

Aussicht auf Erfolg hat. Zu verblendet sind ihre Ansichten von der Propaganda einiger Querdenker wie Udo Ulfkotte. Andererseits sieht Pörksen in Teilen der fünften Gewalt durchaus legitime Medienkritik von Personen, die den Medien mit einer gesunden Skepsis gegenüberstehen und an einem Dialog mit den Journalisten interessiert sind. Nahrung liefert ihnen unter anderem der freie Medienjournalist Stefan Niggemeier, der Fehler in der Berichterstattung schonungslos aufdeckt. Er hat grundsätzlich kein großes Vertrauen in die Arbeit der Journalisten, sagt Niggemeier von sich selbst während der Podiumsdiskussion. Seine Aufgabe sieht er darin, das bewusste oder unbewusste Verbreiten von Fehlinformationen aufzudecken und publik zu machen.

Ruf nach Transparenz

Um zu verhindern, Verschwörungstheoretikern einen Nährboden für ihre kruden Weltanschauungen zu bieten, sollten Journalisten seiner Meinung nach Transparenz über ihre Arbeit herstellen. Dadurch könnten Rezipienten die Recherchen und die daraus resultierenden Schlussfolgerungen des Autors besser nachvollziehen. Auch Niggemeiers Forderung, offen mit eigenen Fehlern umzugehen, anstatt sie zu vertuschen, schlägt in diese Kerbe. Insgesamt wünscht er sich, dass die Journalisten mehr Ressourcen investieren, um mit dem tatsächlich an konstruktiver Kritik interessierten Publikum in einen Di- ▶



Weitere Informationen zur Konferenz, aktuelle Berichte und Fotos finden Sie im Netz unter nrch.de/nr15

Weitere Beiträge zu Themen der Konferenz finden Sie unter www.message-online.com



@nrecherche
#nr15

alog zu treten. Die Auseinandersetzung mit Trollen hingegen wäre ein Kampf gegen Windmühlen.

Den Ernst der Lage erkennen

Um das angespannte Verhältnis zwischen den Medien und ihrem Publikum wieder zu beruhigen, müssten beide Seiten zunächst auf Pauschalisierungen und gegenseitige Kränkungen verzichten, meint Pörksen. In beiden Gruppen fänden sich schwarze Schafe. Ernstzunehmende Akteure der fünften Gewalt sollten sich von der undifferenzierten Medienschelte distanzieren und Kampfbegriffe wie Lügenpresse, gleichgeschaltete Medien etc. vermeiden. Darüber hinaus wäre es vielleicht hilfreich, wenn sich das Publikum mit dem Arbeitsalltag von Journalisten vertraut machen könnte, dem Druck, in kurzer Zeit Artikel mit möglichst hoher Reichweite zu produzieren, Neuigkeiten als Erster zu vermelden. Auch die Rechte und Pflichten des Journalismus – wie den Pressekodex oder das Presserecht – zu kennen, würde möglicherweise dazu führen, dass das Publikum journalistische Publikationen anders bewertet.

Die Journalisten wiederum sollten den Ernst der Lage erkennen. Wie Nigge-meier in der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung anmerkte, scheinen viele der seriösen Medien noch nicht zu ahnen, wie groß der Vertrauensverlust in die Medien wirklich ist. Dabei ist Vertrauen die Grundvoraussetzung für die Glaubwürdigkeit der Journalisten. Daher sollte nicht jede Form der Medienkritik direkt als Troll-Kommentare oder persönlicher Angriff abgetan werden. Pörksen appelliert an die Journalisten, verstärkt mit dem Publikum in einen Dialog auf Augenhöhe zu treten, um sich auszutauschen und die Kontroverse zu suchen. Durch mehr Transparenz könnten sie zudem den Rezipienten veranschaulichen, wie ihre Recherche abließ und weshalb sie daher diese oder jene Schlussfolgerung zögen. Der Kommunikationswissenschaftler Bernd Blöbaum hält ebenfalls neue vertrauensbildende Aktivitäten seitens der Journalisten für notwendig. Neben dem Einsatz von Ombudspersonen und Leserbeiräten plädiert er für eine stärkere Personalisierung der journalistischen Arbeit, da Anonymität der Vertrauensbildung entgegenwirke. Insgesamt sollten beide Parteien versuchen, stärker aufeinander zuzugehen und sich mehr Verständnis entgegenzubringen. Nur durch ernsthafte Dialogbereitschaft auf beiden Seiten kann aus der „Beziehungskrise“ wieder eine ganz normale „Ehe“ zwischen den Journalisten und dem Publikum werden.

Text: Pascal Siggelkow/IJK

Editorial

Liebe Kolleginnen und Kollegen,

herzlich Willkommen beim netzwerk recherche in Hamburg! Auf den letzten Metern zur Jahrestagung interessiert uns nur noch eines: Wie bloß wird das Wetter? Werden wir draußen stehen können und trockenen Fußes den Pommies-Wagen erreichen? Immer wieder aktualisieren wir den Wetterbericht. Dabei wissen doch auch wir: Der stimmt sowieso nie!

Denn die Meteorologen plagen sich mit einem ähnlichen Problem herum wie die Journalisten: beiden glaubt man häufig nicht. Warum haben wir so einen schlechten Ruf? Diese Frage stellen wir uns nicht zum ersten Mal. Aber in diesem Jahr hindern einen die „Lügenpresse“-Rufe geradezu, besonnen abzuwägen: Ist vielleicht auch etwas dran an dem Vorwurf?

Machen wir eine gute Arbeit als Journalisten? Und wie können wir besser werden? Am Anfang unseres Berufsweges treiben uns diese Fragen an. Im Alltag aber ist wenig Platz dafür – deshalb ist es gut, wenn wir uns bei der Jahrestagung Zeit dafür nehmen und voneinander lernen können!

Genau das ist ja auch das Besondere heute: die Jungen lernen von den erfahrenen Kollegen, aber die Älteren lernen auch viel von den Jungen. Deshalb freuen wir uns sehr über eine Premiere: Erstmals legen die Studierenden des Instituts für Journalistik der Uni Hamburg unter der Leitung von Prof. Volker Lilienthal und Malte Werner eine Zeitung zum Auftakt der Konferenz vor. Und morgen folgt gleich noch eine weitere! Vielen Dank!

Jetzt wünschen wir Ihnen eine spannende Lektüre und viele Tagungs-Highlights und natürlich: Viel Sonne bei jeder Menge Smalltalk!

Im Namen des Vorstands und aller tatkräftigen Helfer des netzwerk recherche

Ihre



Julia Stein, 2. Vorsitzende des netzwerk recherche



Foto: Oliver Mark / DER SPIEGEL

ANZEIGE

„Auch wenn es wehtut: hingucken.
Und auch wenn es
mühsam ist: aufschreiben.“

Maria Gresz, seit 27 Jahren Moderatorin und
Redakteurin bei SPIEGEL TV

spiegel.de/KeineAngstvorderWahrheit

DER SPIEGEL
Keine Angst vor der Wahrheit

Neues aus dem Elfenbeinturm

Was die Wissenschaft über die „Lügenpresse“ und ihr Publikum herausgefunden hat

Schon Emile Zola wusste, dass die Empörung manch Wahrheit in sich birgt. Medienunmut wird auf der Straße skandiert, im Internet verbreitet oder in Verschwörungsnarrativen bestsellertauglich. Das verheerende Bild, welches das Publikum vom Journalismus hat, beschreibt eine Studie von Wolfgang Donsbach und Kollegen: Zwei von drei Befragten misstrauen den Medien per se, ebenso viele halten Journalisten für korrupt. Politikinrichten empfinden nur 31 Prozent als neutral, die Mehrheit von 59 Prozent meint, Nachrichten spiegeln subjektive Anschauungen der Journalisten. Von Publikumsseite wird mehr Sachlichkeit, Meinungsvielfalt und Faktentiefe gewünscht – wahrgenommen werden Effekthascherei, Schadenfreude und Zynismus. Im Allgemeinen sei die Berichterstattung zu reißerisch, meinen 37 Prozent der Befragten. Eine Inhaltsanalyse von Sven Engesser und Kollegen scheint diese Wahrneh-

mung zu bestätigen: Unabhängig von den Geschehnissen neigen Medien zu einer negativen Berichterstattung. Online, wo Negatives Klicks generiert, wird negativer berichtet als offline. Insbesondere normativ geladene Themen zu Demokratie, Justiz oder Kriminalität werden so aufbereitet. Dabei handelt es sich aber oft um Leitartikel oder Kommentare, die in der Regel negativer sind als Berichte oder Reportagen. Verallgemeinerbar sind die Ergebnisse daher nicht. Dem Rezipientenwunsch einer objektiven Berichterstattung scheint dennoch nicht immer entsprochen zu werden. Folglich wäre es schlüssig, dass sich Rezipienten von den Medien abwenden, die sie als kontrafaktisch oder unfair beurteilen. Yariv Tsfati und Joseph N. Capella zeigen, dass dies nicht vollends der Fall ist. Zwar können sich bei

Wahrgenommen werden Effekthascherei, Schadenfreude und Zynismus

Medienskeptikern alternative Quellen (z.B. aus dem Internet) ins Medienrepertoire mischen, doch sie konsumieren weiterhin auch Mainstreammedien. Die Autoren begründen dies mit sozialen Bedürfnissen nach Unterhaltung oder Gesprächsstoffen. Die ständige Konfrontation mit dissonanten Informationen führe zu einem wachsenden subjektiven Misstrauen gegenüber Journalismus. Bei Kontrollversen wie Einwanderungspolitik oder Terrorangst seien im Publikum meist manifeste Meinungen vorhanden. Wem die Berichterstattung dazu nicht passe, der verurteile sie als verzerrt – da können Medien noch so objektiv sein. Gefühle überstrahlen somit den eigentlichen Nachrichten Kern. Bereits 1985 formulierten Robert Vallone und Kollegen das sogenannte „Hostile Media“-Phänomen. Lehnen Zuschauer ab, was

sie sehen, werden die Medien als feindlich, unfair und parteiisch beschimpft. Gegen manch Misstrauen wird der Journalismus nichts tun können, da es sich nicht gegen das einzelne Medium, sondern die darin abgebildete, von der eigenen Weltanschauung abweichende Meinungspluralität richtet. Professionelle Standards sollten aber in keinem Fall zur Diskussion stehen.

Text: Maximilian Ginter/IJK

Literatur:
Donsbach et al. (2009): *Entzauberung eines Berufs*. UVK.
Engesser et al. (2014): *Negativität in der Politikberichterstattung*. *M&K*, 62(4), 588-605.
Tsfati/Capella (2003): *Do People Watch What They Do Not Trust? Communication Research* Vol. 30, No. 5, 504-529.
Vallone et al. (1985): *The Hostile Media Phenomenon*. *Journal of Personality and Social Psychology* 49(3), 577-585.

Ungelogen

Die Pegida-Bewegung brüllt „Lügenpresse“, in den Kommentarspalten im Netz gehen wilde Verschwörungstheorien um und auch Studien belegen: Das Vertrauen in Medien und den Journalismus schwindet. Gleichzeitig wirbt der *Spiegel* mit dem neuen Slogan „Keine Angst vor der Wahrheit“. Nein, Angst haben wir keine. Aber viele Fragen: Wo ist sie denn nun – die Wahrheit im Journalismus? Antworten geben uns ein Philosoph, ein Kommunikationswissenschaftler und eine Juristin.

Dokumentiert von Anna Ullrich/IJK

Die Journalisten haben sich vom Bürger entfernt

Die Etikettierung als „Lügenpresse“ geht am Problem vorbei. Das Problem besteht nicht darin, dass Journalisten oder Medien lügen. Das würde bedeuten, dass sie gegen besseres Wissen absichtlich die Unwahrheit berichten. Das Problem besteht darin, dass ein Teil der Journalisten glaubt, es besser zu wissen und die Realität, die andere erkennen, nicht mehr wahrnimmt. Diese Journalisten haben sich vom Meinungsspektrum der Mehrheit der Bevölkerung entfernt. Es gibt eine extreme In-Group-Orientierung unter Journalisten mit der Konsequenz, dass sich bei Skandalen oder Krisen innerhalb des Journalismus in kürzester Zeit verfestigte Meinungen herausbilden, die sich gegenseitig bestätigen, nach kurzer Zeit als Wahrheit gelten, sich aber am Ende als heiße Luft erweisen.

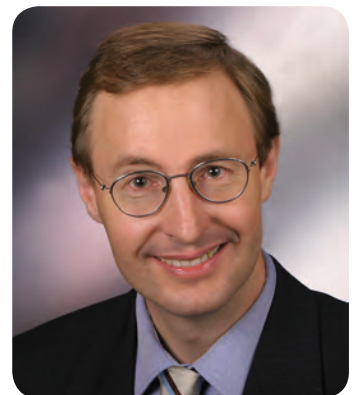
Professor Dr. Hans Mathias Kepplinger leitete jahrelang das Institut für Publizistik der Universität Mainz und wurde 2011 emeritiert



Viele Themen erfordern eine persönliche Interpretation

Im Journalismus müssen viele Sachverhalte beschrieben werden, die nicht vollständig empirisch verifizierbar sind. Dabei bleibt immer ein Ermessensspielraum, der eine Interpretation des Journalisten erforderlich macht. Die persönliche Sichtweise auf solche Themen einfließen zu lassen und die von ihnen behandelten Sachverhalte dementsprechend zu deuten, einzuschätzen und einzuordnen, ist deshalb unvermeidbar. Grundsätzlich sollte allerdings kein Missverhältnis zwischen der journalistischen Darstellung und dem nachprüfbaren Kern des berichteten Ereignisses oder Sachverhaltes bestehen. Träte nämlich die Interpretation in einen Widerspruch zum empirischen Gehalt der Recherche, müsste man entweder von einer fahrlässigen Verzerrung oder sogar von einer bewussten Lüge in propagandistischer Absicht sprechen.

Professor Dr. Markus Enders lehrt Christliche Religionsphilosophie an der Universität Freiburg



Die Wahrheit liegt im Auge des Betrachters

Die Wahrheit im juristischen Sinne bezieht sich auf Tatsachen und muss sich durch Beweise in einem gerichtlichen Verfahren klären lassen – zum Beispiel durch Vernehmung von Zeugen. Die Wahrheit ist jedoch keine objektiv feststehende Größe, sondern hängt in der Rechtswissenschaft stets auch von der subjektiven Sicht des Rechtsanwenders ab. Die Wahrheit liegt im Auge des Betrachters und wird von jedem anders wahrgenommen.

Rechtsanwältin Dr. Patricia Cronmeyer ist Expertin für Presse- und Medienrecht



Andere Länder, andere Sitten

Warum die Medienethik im Ausland mit journalistischen Verfehlungen anders umgeht

Schon wenige Tage nach dem Germanwings-Absturz formierte sich im Internet ein Shitstorm gegen die Berichterstattung über das Unglück. Man hätte Bild und Klarnamen des Co-Piloten nicht drucken dürfen, kritisierten viele. Die Redaktionen verteidigten sich: Englische und amerikanische Medien hätten Bild und Namen doch auch veröffentlicht. Wo die einen Sensationsjournalismus witterten, diagnostizierten andere eine typisch deutsche Überempfindlichkeit. Tatsächlich herrschen im Ausland andere Vorstellungen darüber, was veröffentlicht werden darf. „In Frankreich wird die Privatsphäre traditionell sehr stark geschützt“, sagt Kai Hafez, Professor für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Vergleichende Analyse von Mediensystemen an der Universität Erfurt. „Das ist in Amerika und England insofern anders, als dass es dort kein wirkliches Recht auf Privatheit gibt. Das steht zwar in dem einen oder anderen Pressekodex, ist aber kaum geschützt.“

Autorisierung undenkbar

Die angloamerikanische Presse gelte allgemein als härter, bestätigt Thomas Hanitzsch, Professor für Kommunikationswissenschaft mit Schwerpunkt Journalismusforschung an der Universität München. „Im Vergleich kommt der deutsche Journalismus häufig etwas weicher daher, etwas ausgleichender, etwas weniger aggressiv.“ Britische Journalisten seien beispielsweise eher

bereit, Regierungsdokumente ohne Erlaubnis zu nutzen. Interviews von Politikern vor der Veröffentlichung autorisieren zu lassen, sei in Großbritannien schlicht undenkbar.

Für Hanitzsch lassen sich die länderspezifischen Unterschiede unter anderem durch ökonomische Faktoren erklären: „Der entscheidende Unter-

Als weitere Erklärungsansätze führt Hanitzsch die offensivere parlamentarische Diskussionskultur der Briten ins Feld, aber auch den Umgang mit dem

um die Queen, wird der sonst so bis-sige britische Journalismus handzahn, denn allzu schlechte Berichterstattung über das Königshaus kommt bei den meisten Lesern nicht gut an.

Die Länder unterscheiden sich auch bezüglich ihrer Auseinandersetzung mit der Presse. Während Medienkritik, insbesondere bei einer mutmaßlichen Verletzung der Privatsphäre, in Deutschland oder Frankreich ein „alter Volkssport“ sei, fänden solche Diskussionen in Großbritannien und den USA kaum statt, so Hafez – und wenn, dann nur als unmittelbare Folge eines Skandals. Zuletzt war das in England 2011 der Fall, als die massive Abhörung von Handy-Mailboxen durch Journalisten der *News of the World* publik wurde.

„Ein bisschen überkritisch“

In Deutschland hingegen ist Kritik an einer als übergriffig empfundenen Medienberichterstattung an der Tagesordnung, wie jüngst im Fall des Germanwings-Absturzes. „Ich glaube, dass die deutsche Öffentlichkeit da ein bisschen überkritisch war“, gibt Hanitzsch zu bedenken. Mittlerweile hat der Deutsche Presserat geurteilt, dass die Namensnennung des Co-Piloten in Ordnung war. Eine Entscheidung, die Hafez wenig überrascht. Deutschland sei in Fragen der Privatsphäre lange Zeit einen Mittelweg gegangen, so der Medienwissenschaftler. „Aber auch hier gibt es eine Tendenz, den Definitionsraum, was öffentlich relevant ist, zu erweitern. Die Zeiten, in denen man die angeblichen Liebesaffären von Mitterand und Willy Brandt verschwiegen hat, sind heute weitgehend vorbei.“

Text: Michaela Haase/IJK



Im Gegensatz zu hiesigen Medien (z.B. Die Welt) hatte die internationale Presse weniger Vorbehalte, Andreas Lubitz unverpixelt zu zeigen.

schied zu Großbritannien ist, dass dort die meisten Zeitungen nicht im Abonnement verkauft werden, sondern am Kiosk.“ Die Blätter konkurrieren also mit ihrer Titelseite und reißerischen Überschriften direkt um die Aufmerksamkeit der Leser. Dass der rechtliche Rahmen die Privatsphäre weniger stark schützt, lässt den Medien viel Freiraum.

britischen Adel. „Die Briten haben eine sehr lange Tradition der Königshausberichterstattung“, erklärt Hanitzsch. „Da gehört es zur Tagesordnung, dass man, wenn man über bestimmte Personen spricht, auch deren Namen nennt. Dadurch hat es sich eingebürgert, nicht abstrakt über Leute zu reden.“ Überhaupt prägen die Royals das britische Mediensystem stark. Geht es

Überfallinterview nach dem Schock?

Wie Journalisten mit Traumatisierten angemessen umgehen

In Krisensituationen bewegen sich Journalisten bei ihrer Berichterstattung über Betroffene im ethischen Grenzgebiet zwischen Persönlichkeitsschutz, individuellem Leid und dem Informationsbedürfnis der Öffentlichkeit. Dabei geht es meist nicht darum, ob, sondern wie die Medien berichten.

In ihrem Volontariat hat die freie Journalistin und Trauma-Expertin Petra Tabeing den Umgang mit den „drei Ps“ gelernt. Politiker, Prominente und Personen des öffentlichen Lebens. Sie alle kennen das Mediengeschäft und wissen mit Journalisten umzugehen. „Wie aber geht man mit dem vierten ‚P‘, den ‚powerless‘ um?“, fragt Tabeing. Mit den Menschen, die keine Erfahrung im Umgang mit Medien haben, plötzlich aber

zu begehrten Interviewpartnern werden, weil das Schicksal sie zu Betroffenen gemacht hat. Unter Schock kann gerade ihnen die Kontrolle darüber entgleiten, was sie ins Mikrofon sprechen.

Angemessen verhalten

„Die meisten Journalisten kennen aus ihrem Berufsleben eine Situation, in der sie sich nicht richtig verhalten haben“, sagt Thomas Görger. Gemeinsam mit Tabeing gibt er im Rahmen der Initiative „nicht schaden“ Seminare, die Journalisten für den richtigen Umgang mit traumatisierten Personen sensibilisieren sollen. „Es reichen oft schon Kleinigkeiten aus, um viel Schaden bei Betroffenen anzurichten.“

Schon die Frage „Wie geht es Ihnen?“ kann bei Personen, die gerade etwas Schlimmes erlebt oder erfahren haben, Unsicherheit und Überforderung auslösen. Gleiches gilt, wenn das Gespräch unmittelbar am Ort des Geschehens geführt wird. Deshalb lernen Journalisten in den Seminaren, wie sie sich in einer Gesprächssituation angemessen verhalten und Respekt bekunden. Ein Vorgespräch kann dabei helfen, eine Überforderung des traumatisierten Gegenübers zu vermeiden. „Bei emotionalen Interviews ist es außerdem wichtig, vorher klarzumachen, dass das Interview jederzeit abgebrochen

Es reichen oft schon Kleinigkeiten, um viel Schaden anzurichten

werden kann“, sagt Tabeing. Auch die Anwesenheit vertrauter Personen kann Betroffenen ein Gefühl von Sicherheit geben.

Angesichts von Leid und Trauer sollte rücksichtsvolles Verhalten eigentlich eine Selbstverständlichkeit sein. Der Zeitdruck, unter dem Reporter arbeiten, sowie die typische „Jetzt fährt da doch mal hin!“-Haltung in Ausnahmesituationen können Respekt und Distanz jedoch gefährden.

Vielen Redaktionen ist offenbar nicht klar, auf wie viele Ressourcen zur Beratung und Selbsthilfe sie kostenlos und jederzeit online zugreifen können. So hält die Website des Dart Cen- ▶



ters einen riesigen Pool an Tipps und Erfahrungen anderer Journalisten und Experten bereit.

„Redaktionsverantwortliche müssen sich ihre Multiplikatorenrolle bewusst machen“, findet Görger. Erst wenn eine rücksichtsvollere Herangehensweise an Trauma-Berichterstattung auf der Agenda der Redaktionsleitung

steht, haben diese auch die Reporter auf dem Schirm. „Sie müssen realisieren, dass gut und aufmerksam geführte Interviews nicht nur wichtig für den Gesprächspartner sind, sondern auch die Qualität des Artikels oder des Beitrags verbessern.“

Text: Annika Jahn/IJK

Die Initiative

„nicht schaden“ entwirft Konzepte für achtsamen Journalismus und gibt diese in Trainings und Seminaren an Journalisten weiter. Ziel des Angebots ist die Professionalisierung von Reportern im journalistischen Alltag im Umgang mit Menschen, die durch schreckliche oder traumatische Erfahrungen Gegenstand der Berichterstattung werden. „nicht schaden“ ist in Zusammenarbeit mit dem Dart Center Europe entstanden und wird von Petra Tabeling, Thomas Görger, Claudia Fischer und Fee Rojas geleitet.

„Ich wehre mich mit meiner Satire“

Im Interview sprechen die beiden Satiriker Tim Wolff und Dan Geddes darüber, ob Satire wirklich alles darf

Die Frage nach dem richtigen Umgang mit dem Attentat auf die Redaktion von Charlie Hebdo spaltete die internationalen Medien. Während viele deutsche Medien die Karikaturen der ermordeten Kollegen aus Solidarität veröffentlichten, hielten sich in den USA Leitmedien wie die *New York Times* zurück. Die dpa nannte die Veröffentlichung der Bilder „normales Nachrichtengeschäft“, von Reuters wurden sie hingegen zensiert oder entfernt. Ein Gespräch mit den beiden Satire-Autoren Tim Wolff (Titanic) und Dan Geddes (satirist.com/USA) über kulturelle Unterschiede des Parodierens.

Hat sich Ihre Arbeit seit dem Amoklauf bei Charlie Hebdo verändert?

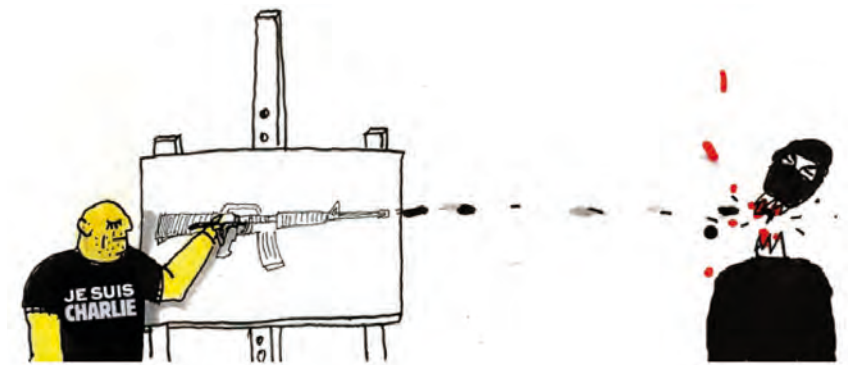
Tim Wolff:

Nicht wesentlich. Es gibt sicherlich Momente, in denen es einem mulmig wird. Aber wenn man so etwas über sich und seine Arbeit bestimmen lässt, kann man es auch gleich sein lassen. Lehrer und Schüler gehen ja auch in die Schulen, obwohl es Amokläufe an Schulen gibt.

Dan Geddes:

Ich erinnere mich noch an die Fatwa gegen Salman Rushdie, während ich noch zur Uni ging. Seitdem bin ich sehr

vorsichtig damit, was ich über religiöse Fundamentalisten schreibe. Vielleicht aus Angst, aber hauptsächlich weil es mir nutzlos erscheint, mich intensiv mit ihnen zu beschäftigen. Ich mache mich manchmal über das Christentum lustig, aber nur, weil das für mich ein spezieller Fall ist. Bis zu meinem zwölften Geburtstag war ich selbst streng gläubig. Nun wehre ich mich mit meiner Satire gegen die religiöse Schuld, die ich als Atheist trage.



Wo liegen die Grenzen von Satire?

Tim Wolff:

In Deutschland gibt es formale und juristische Grenzen. Man kann nicht einfach jemanden zusammenhangslos beleidigen und das dann Satire nennen. Es ist eine Kunstform, die am engsten mit dem Journalismus verbunden ist. Deshalb gilt: Satire darf alles, was ernsthafte Medien auch dürfen.

Wer versteht bei Satire keinen Spaß?

Dan Geddes:

Wenn eine nicht-jüdische Person das Judentum in Amerika parodieren würde, könnte ich mir einen ordentlichen Gegenwind vorstellen. Das Christentum wird hingegen routinemäßig durch den Kakao gezogen und verteidigt sich eifrig mit seinem Recht auf religiöse Freiheit.

Warum ist der Umgang mit Religion so heikel?

Tim Wolff:

Weil gläubige Menschen meinen, sie hätten besondere „religiöse Gefühle“, die man respektieren sollte und bei deren vermeintlicher Verletzung sie besonders verärgert reagieren. Erst recht, wenn ihre Religion an Einfluss verliert, sie sich ohnehin als Verfolgte sehen und Witz als zusätzliche Demütigung empfinden.

Welche Art von Satire würde in Ihrem Land nicht funktionieren?

Dan Geddes:

Bei uns geht fast alles. Amerikaner würden nur Satire über 9/11 oder den Holocaust nicht gut aufnehmen. Die USA sind bekannt dafür, auf strenge „political correctness“ zu achten. Würde man also Satire als Waffe gegen rassistische oder religiöse Gruppen einsetzen, hielte die Gesellschaft das für „very bad taste“. Zu rechtlichen Konsequenzen kommt es dabei aber eher selten.

Tim Wolff:

Das lässt sich so nicht vorhersagen. Wenn man das könnte, hätten wir bei Titanic ein einfaches Leben. Grundsätzlich funktioniert jedes Thema als Satire, man muss nur den richtigen Zugang finden. Was aber meiner Erfahrung nach schnell auf breite Ablehnung stößt, sind wie auch immer geartete Scherze über kürzlich verstorbene Prominente. Der Tod eines bekannten Individuums erinnert die Leute vermutlich an ihre eigene Sterblichkeit, und ihnen vergeht das Lachen. Witze, die Krieg oder Flucht übers Meer behandeln, stören hingegen kaum einen. Da sind die Toten beruhigend anonym und gesichtslos.

Die Fragen stellte Florian Steinkröger/IJK

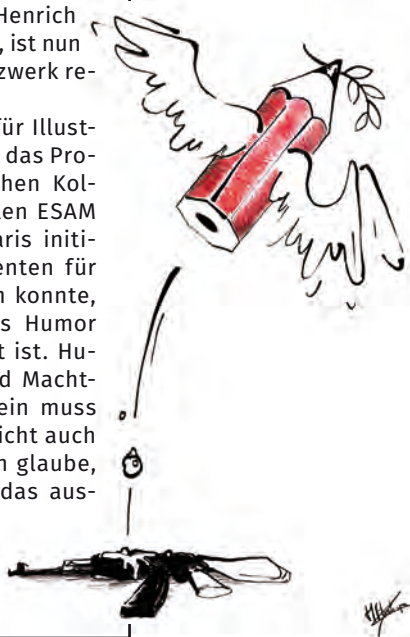
Charlie lebt

Ausstellung würdigt französisches Satire-Magazin

Die Attacke auf die Redaktion von Charlie Hebdo war geplant als Schlag gegen die Meinungsfreiheit. Ähnlich wie viele Journalisten sahen auch Zeichner, Grafiker und Illustratoren in der Tat einen Angriff auf ihren Berufsstand. 200 von ihnen beteiligten sich aus Solidarität mit den ermordeten Kollegen und Überlebenden des Anschlags an einer Ausstellung, die dem bissigen Humor des Satiremagazins Tribut zollt. Eine Auswahl der 250 Kunstwerke, die unter dem Titel „Charlie je crie ton nom“ bereits in der Maison Henri Heine in Paris ausgestellt wurden, ist nun auf der Jahreskonferenz von netzwerk recherche zu sehen.

Bernd Mölck-Tassel, Professor für Illustration an der HAW Hamburg, der das Projekt gemeinsam mit französischen Kollegen von den Designhochschulen ESAM Caen/Cherbourg und ENSAD Paris initiiert hat und viele seiner Studenten für die Solidaritätsaktion gewinnen konnte, sagte im NDR: „Ich finde, dass Humor prinzipiell eine subversive Kraft ist. Humor hinterfragt Hierarchien und Machtverhältnisse. Ob es so krass sein muss wie bei Charlie Hebdo, ist vielleicht auch eine Geschmackssache, aber ich glaube, dass eine offene Gesellschaft das aushalten muss.“

Die Ausstellung wird im Freien vor Haus 14 zu sehen sein.



Lag Tucholsky richtig? Berufshumoristen wie Wolff (l.) und Geddes wissen sehr wohl, wo die Grenzen der Satire liegen – was sie nicht daran hindert, sie zu überschreiten.



Portraitieren im Netz starke weibliche Persönlichkeiten: Anna Weilberg, Katharina Charpian und Lisa van Houtem (v. l.) von Femtastics

Weibliche Online-Pioniere

Edition F, Deine Korrespondentin, Femtastics – die weibliche Seite des Journalismus gewinnt Kontur. In der digitalen Medienwelt nehmen ambitionierte Frauen ihre Karriere selbst in die Hand

Die Zukunft des Journalismus könnte weiblich und digital werden. Im Mai hat Pauline Tillmann *Deine Korrespondentin* gelauncht, eine Website, die Geschichten von Frauen aus aller Welt präsentiert, zusammengetragen von sieben Reporterinnen. Ebenfalls im Mai dieses Jahres ging *Femtastics* an den Start. Die drei Hamburger Journalistinnen Anna Weilberg, Lisa van Houtem und Katharina Charpian porträtieren auf ihrer Website starke weibliche Persönlichkeiten. Ein Jahr zuvor gründeten Nora Wohlerlert und Susann Hoff-

mann die Online-Plattform für Business und Lifestyle *Edition F*.

Gründerinnenmut

Was alle drei Projekte gemeinsam haben: Gründerinnenmut. Und das in Zeiten, in denen alle von der Medienkrise sprechen, und von Frauen, die dieses Risiko deutlich seltener eingehen als Männer. Laut dem Deutschen Start-up Monitor waren 2014 nur 10,7 Prozent der Unternehmensgründer weiblich. Für Tillmann von *Deine Korrespondentin* ist mangelnde Risikobereitschaft einer der größten Steine, die sich Frauen selbst in den Weg legen: „Wir glauben, dass es als Makel an uns hängenbleibt, wenn wir mit einem Projekt scheitern und das ist so falsch! Ich glaube, dass Frauen sich insgesamt zu wenig zutrauen.“ Auch Wohlerlert, Mitgründerin von *Edition F*, spricht von einer falschen Zurückhaltung bei Frauen: „Ich glaube, was Frauen von Männern lernen können, ist einfach mal nach vorne zu preschen.“

Dabei geht es nicht darum, die Männer zu verdrängen. Den Gründerinnen, alle um die 30 Jahre alt, geht es um Geschlechtervielfalt in der deutschen Medienlandschaft. Bei der Online-Plattform *Edition F* zählt trotz des thematischen Frauenfokus die Mischung: „Bei uns im Team arbeiten sowohl Frauen als auch Männer. Ich glaube auch, dass gemischte Teams immer die besten Ergebnisse erzielen“, sagt Wohlerlert.

Nur zwei Prozent Frauen

In Redaktionen sind gemischte Teams bereits Alltag – jedoch nicht

auf Führungsebene. Nur zwei Prozent Frauen besetzen laut dem Verein ProQuote die Chefredaktionen deutscher Tageszeitungen. Im Rundfunk- und Online-Bereich sieht es ähnlich aus. Dieser Zustand macht Auslandskorrespondentin Tillmann fassungslos: „Es ist irgendwie lächerlich, dass wir bisher nur eine

die Frauenquote im Journalismus mit gemischten Gefühlen. „Ich weiß nicht, ob man die Quote braucht. Und ich weiß auch nicht, ob man sie im Journalismus braucht: Auch hier sollen sich Frauen Positionen erkämpfen, die sie gerne haben möchten“, sagt Weilberg.

Doch ist es überhaupt entscheidend, ob hinter einer Geschichte eine Frau oder ein Mann steht? „Manchmal spielt das eine größere Rolle, als wir es uns gewünscht hätten“, sagt Wohlerlert. „Der Journalismus ist sehr personengetrieben. Außer im Nachrichtensegment stehen Journalisten stark dafür, was sie schreiben.“ Weilberg sieht dies ähnlich: „Wir haben gemerkt, dass es dem Leser enorm wichtig ist zu wissen, mit wem er es da eigentlich zu tun hat.“ Auch Tillmann weist der Person hinter einem Projekt große Bedeutung zu: „Das ist ganz wichtig für die Markenbildung.“ Gleichzeitig könne man so auch seine Glaubwürdigkeit steigern.

Unternehmerin statt Journalistin

Der Wunsch nach mehr Lesernähe verbindet alle drei Plattformen. Die Angebote bauen auf Interaktion mit ihrem Publikum, um es an sich zu binden. „Man muss genau zuhören, was die Nutzer wirklich wollen“, sagt Wohlerlert (*Edition F*). „Wir bekommen viel Feedback über unsere Social Media-Kanäle“, berichtet Weilberg (*Femtastics*). Zudem gelangt ein Großteil der Leser über Facebook, Twitter und Instagram überhaupt erst auf *Femtastics* und *Edition F*. Bei *Deine Korrespondentin* wird die virtuelle Kommunikation durch Veranstaltungen ergänzt. „Wir wollen mit unserem Publikum eine Community aufbauen“, sagt Tillmann. Solche strategischen Überlegungen gehören neben journalistischer Arbeit



Die Macherinnen von Edition F: Nora Wohlerlert und Susann Hoffmann (v.l.)

Chefredakteurin von einer überregionalen Zeitung haben. Das kann nicht wahr sein in einem so modernen Land!“ Ihr zufolge gehören dringend mehr Frauen in die Chefetagen der Medienbetriebe, „unsere Generation fordert das jetzt ein“, sagt sie. ProQuote setzt sich für „eine verbindliche Frauenquote von 30 Prozent auf allen Führungsebenen bis 2017 – in allen Print- und Onlinemedien, TV und Radio“ ein. Während Tillmann sich selbst als „Fan der Quote“ bezeichnet, betrachten Wohlerlert von *Edition F* und Weilberg von *Femtastics*

zum Alltag der Gründerinnen. „Ich bin mittlerweile mehr Unternehmerin als klassische Journalistin“, erzählt Wohlerlert. Zum Unternehmergeist gehört neben Strategie auch Experimentierfreude – laut Tillmann eine wichtige weibliche Eigenschaft, um die neuen Formen zur Übermittlung der Inhalte zu nutzen. Sie blickt optimistisch in die journalistische Zukunft: „Momentan ist eine Pionierzeit und viele Frauen haben Lust, diese mitzugestalten.“

Text: Eva Book und Petra Maier/IJK

Foto oben: Janina Tode / Foto unten: Kirsten Becken

Freitag, 13:45 – K7
Viele Männer, wenig Frauen
 Über die Arbeit von Freien im Ausland
 Pauline Tillmann, Carolin Emcke

Freitag, 15:45 – K3
Ist investigativ nur männlich?
 Ilka Brecht, Jörg Eigendorf,
 Lena Kampf, Annette Ramelsberger,
 Holger Stark

Freitag, 17:00 – K7
Frauenpower...
 Wenn Cheffinnen das Sagen haben
 Ines Pohl, Eva Weissenberger,
 Anita Zielina

Freitag, 18:15 – K7
Riskanter Job
 Journalistinnen in Rios Favelas
 Julia Jaroschewski, Sonja Peteranderl

Daten, Daten, Daten

Big Data, Open Data, Digital Data und Data Driven Journalism: Datenjournalistische Projekte gewinnen immer mehr an Bedeutung. Forscher nehmen das Phänomen nun erstmals umfassend unter die Lupe

„When Data becomes News“ – Wenn aus Daten Geschichten werden. So lautet der Titel einer Studie, die erstmals systematisch den Wandel im Journalismus durch Big Data untersucht. „Es geht darum, ein Tool zu entwickeln, mit dem datenjournalistische Projekte inhaltsanalytisch untersucht werden können“, erklärt Kommunikationswissenschaftler Julius Reimer vom Hamburger Hans-Bredow-Institut. In Kooperation mit der University of New York wollen die Forscher unter anderem herausfinden, ob man bereits von einem neuen journalistischen Format sprechen kann.

Zentrale Charakteristika

Ein erster Teil der Studie, in dem das Forschungsinstrument zunächst getestet wurde, wird Mitte Juli veröffentlicht und legt den Grundstein für eine umfassende Analyse datenjournalistischer Projekte, erklärt Reimer. Dafür wurden 120 Projekte hinsichtlich formaler Eigenschaften, des verwendeten Datensatzes, der journalistischen Aufbereitung sowie ihres Nutzungskontextes untersucht. Die Ergebnisse sind nicht repräsentativ, aber sie beschreiben zentrale Charakteristika des Datenjournalismus.

Die Studie zeigt: Bestimmte Genres werden häufiger aufgegriffen als andere. In mehr als 70 Prozent der Fälle sind po-

litische oder gesellschaftliche Themen Gegenstand der Artikel, hingegen seien Sport und Kultur seltener vertreten. Daneben zeige sich auch, dass bei rund der Hälfte der „Ruf nach einem öffentlichen Eingreifen oder Kritik an dessen Fehlen“ mitschwingt. Am häufigsten werden dabei Vergleiche oder Veränderungen im Zeitverlauf dargestellt.

Eines der kennzeichnenden Merkmale für datenjournalistische Projekte sind Visualisierungen, insbesondere Bilder, Videos, Grafiken und Landkarten.

80 Prozent der untersuchten Projekte nutzten diese um abstrakte Informationen sichtbar zu machen. „Im Zuge der Digitalisierung und Big Data haben sich interaktive Features stark verbreitet“, erklärt Reimer. Dem Leser werde dadurch „in gewisser Weise ein Stück Deutungshoheit“ über die Inhalte gegeben, anders als vielleicht im klassischen Journalismus.

Datenjournalismus ist nicht gleich Enthüllungs- oder Investigativjournalismus, das zeigt die Auswertung der Datenquellen. „Geleaktes ist wirklich nur ein Bruchteil“, sagt Reimer. Zwei Drittel der Daten kämen aus offiziellen Quellen oder es handele sich um bereits veröffentlichte Daten. Und zu guter Letzt: Datenjournalismus ist Teamar-

Der Datenjournalismus hilft, komplexe Sachverhalte leicht verständlich zugänglich zu machen

beit. Im Durchschnitt arbeiten 4,88 Beteiligte an einem Projekt, oftmals auch externe Dienstleister.

Kaum Einigkeit über Standards

Die Auseinandersetzung mit Daten im Journalismus gab es schon immer, erklärt Lorenz Matzat, Datenjournalist und Mitgründer von OpenDataCity. Er spricht nicht von einem Format, sondern vielmehr von einer Methode. Neu sei die Erzählform in interaktiven Grafiken. Auch anhand der für die Studie ausgewählten Projekte lasse sich noch kein neues Format erkennen, erklärt Bredow-Forscher Reimer, es zeigten sich aber wiederkehrende Elemente.

Der große Vorteil dieser Aufbereitung sei es, dass die Berichterstattung auf eine breitere Datenbasis gestellt werde, mit der sich Einzelfälle leichter generalisieren ließen, so Reimer. Auch Christina

Elmer, Datenjournalistin bei *Spiegel Online*, sieht in der datenjournalistischen Arbeit die Aufgabe und Möglichkeit, komplexe Sachverhalte leicht

verständlich zugänglich zu machen. Sie ist allerdings der Ansicht, dass über Standards und Qualität im Datenjournalismus bisher nur unzureichend diskutiert wird. Die Gefahr im Umgang mit Daten besteht laut Reimer darin, dass man „die Bäume vor lauter Wald nicht mehr sieht“, also mit dem Blick für das Ganze die Details verliere. Auch eine „Berichterstattung um der Daten Willen“, ein wahlloses Auswerten von Daten, nur weil sie vorhanden seien, könne dem Journalismus nur schaden.

Datenjournalismus hat sich in Deutschland etabliert, da sind sich die Exper-

Ausgewählte Veranstaltungen

Freitag, 15:45 – R3
How to think in data journalism

Helena Bengtsson

Freitag, 17:00 – K1
Qualitäts-Battle

Was ist guter Datenjournalismus?
Sylke Gruhnwald, Marco Maas, Björn Schwentker, Julius Tröger

ten einig. Elmer ist der Überzeugung, dass es datenjournalistische Arbeit in Deutschland braucht. Die Daten sind auch durch OpenData-Initiativen zunehmend öffentlich zugänglich. Der Journalismus könne mit der Aufbereitung und Einordnung Transparenz schaffen und seiner Kontrollfunktion gerecht werden. Dass allerdings zukünftig große Neuerungen zu erwarten sind, bezweifelt Matzat. Datenjournalismus habe „sein Niveau“ erreicht, da die Projekte zeit- und kostenintensiv seien und den Redaktionen Ressourcen und qualifiziertes Personal fehlen. Für eine Verortung dieses Niveaus könnte das Forschungsprojekt erstmals eine fundierte Grundlage schaffen.

Text: Vanessa Karrasch/IJK

LEUCHTTURM

Seit 2002 vergibt netzwerk recherche den Leuchtturm für besondere publizistische Leistungen. Er zeichnet außergewöhnliche Recherchen aus, die für den öffentlichen Diskurs von großer Bedeutung sind. Ausgezeichnet werden besonders Beiträge, die sich mit bislang unbeachteten Themen befassen.

Preisträger der vergangenen Jahre:

- 2014:** Bastian Obermayer und Uwe Ritzer (Süddeutsche Zeitung)
- 2013:** Michael Obert und Moises Saman; Sonderpreis an Jochen Wagner
- 2012:** René Wappler (Spremlinger Rundschau) und Wolfgang Kaes (Bonner General-Anzeiger)
- 2011:** Frankfurter Allgemeine Zeitung / Frankfurter Allgemeine Sonntagszeitung
- 2010:** Dr. Heiner Geißler, Dr. Andreas Zielcke (Süddeutsche Zeitung) und Arno Luik (stern)
- 2009:** Reporterpool des NDR
- 2008:** Peter Merseburger
- 2007:** Andrea Röpke, Anton Maegerle und Thomas Kuban
- 2006:** Hajo Seppelt und das Team der Radiosendung „Hintergrund Politik“
- 2005:** Ingolf Gritschneider und Georg Wellmann; Sonderpreis für *Bildblog.de*

Leuchtturm-Preis für Ulrich Chaussy

Seit mehr als 30 Jahren sucht Ulrich Chaussy nach Hinweisen zu den Hintergründen des Oktoberfestattentats 1980. Die Hartnäckigkeit des Münchners sucht ihresgleichen

„Der Mut und die Ausdauer von Ulrich Chaussy ist wohl einmalig im investigativen Journalismus in Deutschland“, sagt Oliver Schröm, Erster Vorsitzender des netzwerk recherche, über den diesjährigen Preisträger des Leuchtturms für besondere publizistische Leistungen. Der Rundfunkreporter und Buchautor recherchiert seit Jahrzehnten zum Oktoberfest-Attentat von 1980. Chaussys hartnäckiger Arbeit ist es maßgeblich zu verdanken, dass der Generalbundesanwalt inzwischen die Ermittlungen zu dem Anschlag wieder aufgenommen hat.

„Seit mehr als 30 Jahren recherchiert er unermüdlich zum schlimmsten Terroranschlag in der Geschichte der Bundesrepublik. Dabei hat er sich von der Blockade in Politik, Justiz und Polizei nicht entmutigen lassen und eklatante Widersprüche im offiziellen Ermittlungsergebnis aufgedeckt“, würdigt Schröm die Arbeit des Preisträgers.

Chaussy arbeitet für den Bayerischen Rundfunk und hinterfragte von Anfang an das offizielle Ermittlungsergebnis, wonach den Anschlag ein einziger Attentäter verübt habe. Seither sammelt der Rundfunkreporter Hinweise darauf, dass eine größere, rechtsextremistische Struktur hinter dem Anschlag stecken könnte, bei dem 13 Menschen getötet und mehr als 200 verletzt wurden. Sein bereits 1985 veröffentlichtes Buch „Oktoberfest. Das Attentat. Wie die Verdrängung des Rechtsterrors begann“ wurde 2014 um mehrere Kapitel ergänzt neu aufgelegt. Der Kinofilm „Der blinde Fleck“ über die Arbeit Chaussys sowie die ARD-Dokumentation „Attentäter – Einzeltäter?“ zeigten einem breiten Publikum die Widersprüche und Lücken in den unzulänglichen Ermittlungen auf. „Vor allem weil er dran



Auch nach 30 Jahren nicht müde: Ulrich Chaussy

geblieben ist an dem Thema, gibt es jetzt endlich die Chance, dass die Angehörigen der Toten und die Verletzten die wahren Hintergründe des Anschlags erfahren“, so Schröm.

Die Preisverleihung findet am Freitag, den 3. Juli, 15.00 Uhr im K1 Forum statt.



Nichts für schwache Nerven

Wie Krisenreporter (ver)arbeiten

Kann man sich auf Gewalt, Elend und Tod vorbereiten? Nur bedingt. Für den Einsatz im Krisengebiet gibt es kein Patentrezept. Schreckliche Eindrücke vor Ort verarbeitet jeder Journalist anders. Was hilft, ist eine gründliche Vorbereitung. Und ein bisschen Aberglaube.

„Ich klopfe dreimal an die Flugzeughülle, bevor ich einsteige“, sagt Zeit-Reporter Wolfgang Bauer. Das sei zu einem gewissen Ritual geworden, bevor er zum nächsten Einsatz in ein Krisengebiet fliegt. Der Aberglaube soll ihn beruhigen, beschützen kann er ihn nicht. Zur eigenen Sicherheit knüpft er deshalb vor der Reise so viele Kontakte vor Ort wie möglich: „Je länger die Liste mit Telefonnummern ist, desto wohler fühle ich mich.“ Verlässliche Ansprechpartner am Zielort können überlebenswichtig sein. Gleiches gilt für einen Kollegen in der Heimatredaktion, der rund um die Uhr ansprechbar ist, falls Probleme auftauchen.

Aus dem Bauch heraus

Eine solch intensive Planung und ausgiebige Vorbereitung ist ge-



Zeit-Reporter Bauer musste lernen, das Erlebte nicht zu nah an sich heran zu lassen: „Man muss einsehen, dass es zwei parallele Welten gibt.“

rade für sogenannte parachute journalists nicht immer möglich. Weil in den vergangenen Jahren viele Auslandsbüros geschlossen wurden, setzen Redaktionen im Krisenfall häufig Reporter ein, die nur verhältnismäßig kurz aus einem Brennpunkt berichten und danach wieder abgezogen werden. Nadine Mierdorf, Fernsehreporterin von N24, kennt diese kurzen Vorbereitungszeiten: „Der Anruf kommt, dann hast du zwei bis drei Stunden Zeit, den Koffer zu packen.“ Sie liest sich ein, sammelt Informationen, um sich ein Bild der Lage zu verschaffen. Doch am wichtigsten sind für die 33-Jährige die sogenannten Stringer oder Fixer: Lokale Ansprechpartner, die sie mit Informationen versorgen. Anhand deren Einschätzung entscheidet die Reporterin, wie weit sie gehen kann: „Von ihnen erfahre ich, wie momentan die Stimmung ist, was aktuell passiert, und gewinne so einen ersten Eindruck.“

Kopf an, Emotionen aus

Doch auch wenn die Reise ins Krisengebiet gut geplant wird, sieht die Realität dort oft anders aus. „Ich mache sehr viel nach Bauchgefühl, aber es passiert schnell, dass man zu weit geht und die Situation doch nicht richtig einschätzt“, sagt Mierdorf. In einer solchen Situation heißt es dann: Kopf an, Emotionen aus. „Man muss versuchen so nüchtern und rational wie möglich zu arbeiten“, rät Christoph Maria Fröhder, der für die ARD über viele Krisen berichtet hat. Bei der Arbeit im Krisengebiet hätten Emotio-

nen nichts verloren. „In dem Moment, in dem man sich davon übermannen lässt und aus Mitgefühl heraus Texte schreibt, ist man fehl am Platz“, sagt der 72-jährige Journalist – wohl wissend, dass auch ihm das nicht immer gelungen ist. „Wenn ich sehe, wie unmittelbar vor mir jemand zusammengeschoßen wird, und ich das Gefühl habe, noch helfen zu können, gehen einem die Emotionen durch.“ Trotzdem sei eine gewisse Distanz zu wahren, um Dinge hinterfragen und kritisch reflektieren zu können.

Bei Wolfgang Bauer hat sich im Laufe der Jahre eine Resilienz entwickelt. Er habe gelernt, sich emotional abzuschotten, um selbst keinen Schaden zu nehmen. „Man muss einsehen, dass es zwei parallele Welten gibt“, sagt Bauer – den Krieg mit Tod, Elend und Gewalt und das Leben zu Hause in Deutschland. Daran dürfe man nicht verzweifeln, sondern müsse beide Welten trennen. „Es nutzt denen ja nichts, die gerade Leid und Schmerzen erfahren, wenn wir unser Glück nicht mehr als Glück empfinden.“ Es bleibt ein Balanceakt, der auch sein journalistisches Schaffen beeinflusst: „Ich muss porös bleiben, sonst entwickle ich eine sehr kalte, gefühllose Sprache für meine Reportagen.“

Schreiben als Katharsis

Mit dem Erlebten abzuschließen ist für TV-Reporterin Mierdorf oft nicht leicht. Bei der Rückkehr in den Alltag helfen ihr Sport, seichte Unterhaltung und ihr soziales Umfeld. Bei Bauer fun-

giert hingegen der Schreibprozess als Katharsis. „Das ist ein sehr schmerzhafter und qualvoller Prozess für mich. Da heule ich auch viel“, gibt er unumwunden zu. Er durchlebe das Gesehene noch einmal und fühle sich für das Texten wieder in die Kriegssituation hinein. Danach sei aber alles vorbei und er ein Stück weit gereinigt.

Keine professionelle Hilfe

Angesichts der traumatischen Erfahrungen in Krisengebieten sieht Fröhder die Redaktionen in der Pflicht, engen Kontakt zu ihren Reportern zu pflegen und auf mögliche Veränderungen in deren Persönlichkeit zu achten. „Es ist das normalste der Welt: Wenn man Leute ins Feuer schickt, versengen sie sich die Federn.“

Auch deshalb sei es wichtig, nicht in zu kurzen Abständen in ein Krisengebiet zu reisen, findet Bauer. „Man sollte zwischendurch auf jeden Fall mal ‚andere Muskeln belasten‘, also über ganz andere Themen schreiben.“ Die Hilfe eines Psychologen hat bisher keiner der Drei in Anspruch genommen. Aus Angst, als Schwächling zu gelten? Mierdorf, die sich in der Männerdomäne mittlerweile einen Namen gemacht hat, glaubt, dass es gerade für weibliche Reporter schwierig sei zuzugeben, dass man psychologische Hilfe benötigt. Das würde alten Vorurteilen nur frischen Wind geben. Sie kann aber auch keinen Unterschied zu männlichen Kollegen ausmachen. „Das macht bei uns keiner.“

Text: Lea Freist und Annika Jahn/IJK

Freitag, 13:45 – K8
Dok-Kino III
Die Kinder von Aleppo

Samstag, 10:30 – R2
Auslandsreporter
unter Druck

Wie berichten über Krisen und Kriege, wenn an der Ausstattung gespart wird?
Clemens Borsdorf, Daniel Jahn, Sonja Volkmann-Schluck

Samstag, 15:45 – K7
Über den
Kriegsbericht hinaus...

Marcel Mettelsiefen

Samstag, 15:45 – K1
Vermintes Gelände

Die Konflikte rund um die Ukraine-Berichterstattung
Katrin Eigendorf, Katja Gloger, Hubert Seipel, Pauline Tillmann



Zeigen, was ist

Warum Krieg bebildert werden muss

Eine Müllhalde. Ein Mensch. Ein vom Rumpf abgetrennter Kopf. Bagdad im Jahr 2006. Festgehalten hat die Szene der Fotograf Christoph Bangert. Drucken wollte das Bild niemand. Weder Zeitungen noch Nachrichtenmagazine muteten ihren Lesern diesen unerträglich schonungslosen Einblick in die Kriegswirklichkeit zu. Man kann es den Verantwortlichen in den Redaktionen nicht verdenken. Oder doch?

„Wir brauchen den Horror in Bildern“, sagt Bangert mit Nachdruck. In seinem Bildband „War Porn“ zeigt er grausame Aufnahmen aus den Kriegen in Afghanistan, Irak, und Gaza, die bis dato nirgends abgedruckt wurden. Er wolle die Betrachter nicht schocken, sondern einen Denkanstoß über Krieg und seine Folgen geben, erklärt der Fotograf. Bangert fordert, man müsse sich mit Kriegsbildern – gleich wie schwer es fällt – bewusst auseinandersetzen.

Nicht einlullen lassen

Mit PR-Strategien wie „embedded journalism“ versuchen Militärs und andere Konfliktparteien die Kriegsberichterstattung zu ihren Gunsten zu beeinflussen. Die Aufnahmen aus Bangerts „War Porn“ seien dagegen ehrlich, beurteilt Dokumentar Fotograf Heinrich Voelkel. „Krieg bedeutet immer Leid und Schrecken, amputierte Gliedmaßen und Tod.“ Bangerts blutige Bilder appellieren nicht an das schlechte Gewissen des Betrachters. Dass sich Leser wegen eines seiner Bilder engagierten, erwartet Bangert nicht. „Ich habe nicht mehr den Anspruch direkte Veränderungen herbeizuführen, denn in den meisten Fällen passiert gar nichts.“

Wie viel dieser Realität der Leser zu Gesicht bekommt, darüber entschieden bisher allein Fotoredaktionen. Die dort getroffene Bildauswahl soll sicherstellen, dass ein Motiv den Schrecken des Krieges vermitteln kann, ohne den Leser zu sehr zu verstören. Die Folge ist nach Ansicht der britischen Fotografin Alixandra Fazzina wachsende visuelle Monotonie: „Wenn man ‚Kriegsfotografie‘ googelt und sich die Bildauswahl anschaut, findet man ein Motiv, das sich immer und immer wiederholt.“ Sie beschreibt die Kriegsfotografie der vergangenen Jahrzehnte als ästhetisch, stereotyp, geradezu klinisch. Und noch eine weitere Folge steht zur Diskussion: Hat man Bilder aus Krisen schon so oft gesehen, dass sie einen nicht mehr berühren? Stumpfen wir ab?

Nur noch Propaganda

„In der heutigen Bilderflut ist es einfach, sich einlullen zu lassen“, sagt Bangert. Das Überangebot an Bildern, die im Internet frei zugänglich sind, hat unsere

Sehgewohnheiten verändert. Die Fülle von Informationen erschwert es, das Gesehene zu reflektieren. Wer im Netz die ungefilterte Realität sucht, stößt auf



Hin- statt weggucken: In seinen Fotos dokumentiert Bangert den Horror der Kriege – und überschreitet dafür zuweilen bewusst die Grenzen des Erträglichen.

Videos von Enthauptungen und Massenexekutionen, die in den Medien aus gutem Grund höchstens ausschnittsweise gezeigt werden. Sie gehören zur Propaganda radikaler Gruppen wie dem sogenannten Islamischen Staat (IS) und Al Kaida. Durch die mediale Inszenierung der Ermordung von Journalisten sei es dem IS gelungen, Reporter weitestgehend aus dem von ihm kontrollierten Gebiet zu drängen, sagt Bangert. „Das ist das Beängstigende an der Terrorgruppe. Es gibt nur noch ihr Propagandamaterial und nichts anderes.“ Ohne Zeitverzug landet solches Material in sozialen Netzwerken und verbreitet sich rasend schnell. Ereignisse, die geografisch weit entfernt liegen, rücken näher an unseren Alltag heran – zumindest gefühlt. Mit dieser Aktualität und Schnelligkeit können profes-

sionelle Fotografen nicht mithalten. „Müssen wir aber auch nicht“, wehrt sich Bangert. „In der westlichen Gesellschaft leben wir in der Illusion, dass alles in der Welt dokumentiert wird, jeder Winkel, jedes Ereignis.“ Aufgabe des Fotojournalismus sei es vielmehr, das Ganze zu filtern, aufzuarbeiten und so zusammenzutragen, dass man das Gesehene auch versteht. Zwar werden Plattformen wie Facebook, Youtube,

rende Informationen. Außerdem öffnen soziale Medien Manipulationen Tür und Tor, weil ihre Inhalte und deren Kontext leicht zu verändern seien, warnt Fazzina.

Umso wichtiger ist es, bekräftigen alle drei Fotografen, dass sich Kriegsfotografie nicht auf die Front beschränkt, wie zuletzt im syrischen Kobane. Fünf Monate lang wurde um die Stadt im syrisch-türkischen Grenzgebiet gekämpft, ein absolutes Topthema in den Nachrichten. Doch als die Schlacht vorüber war, wandten sich die Medien einem anderen Krisen-Hotspot zu, kritisiert Bangert. Auch Fazzina wirft den Medien vor, vor Berichten über die tatsächlichen Folgen des Krieges zurückzusehen.

Bloß kein Mitleid

Obwohl der sogenannte „Bang Bang“-Moment, ganz vorne an der Schusslinie dabei zu sein, immer noch große Anziehungskraft auf Fotografen – insbesondere die männlichen Kollegen – ausübt, hat sich Fazzina von den Kämpfen an der Front abgewendet und widmet sich den Folgen für die Zivilisten. Ihre Rolle als weibliche Fotografin habe ihr dabei geholfen, Einblicke in die Welt der flüchtenden Frauen zu erhalten.

Auch Voelkel zieht es vor, die Stimmung in den verlassenen und zerstörten Städten nach dem Krieg einzufangen, und gerade nicht die gängigen Bilder aktueller Berichterstattung aufzugreifen: „Ich habe mir in Gaza vorher gut überlegt, wie ich nicht in die Fallen tappe und Klischees von weinenden Kindern bediene. Wer mit seinen Fotos reines Mitleid erwecken will, ist ein schlechter Fotograf.“

Ob nun Kampfhandlungen oder der Alltag in einem vom Krieg gebeutelten Land die Kulisse darstellen – immer prägen Bilder von Leid, Tod und Verlust die Kriegsfotografie. Dürfen wir die Augen davor verschließen? „Ist es fair, sich nicht einmal mit der Interpretation eines Ereignisses auseinanderzusetzen, obgleich andere Menschen das Ereignis selbst erleben mussten?“, fragt Bangert. Wenn man gar nicht erst versuche, sich die Bilder anzuschauen, dann sei die Gefahr groß, dass „wir uns irgendwann auch nicht mehr an das Ereignis erinnern und die Schrecken vergessen“.

Lea Freist/IJK

IMPRESSUM

nestbeschmutzer.
Zeitung zur Jahreskonferenz 2015
von netzwerk recherche

Eine Produktion des Instituts für Journalistik und Kommunikationswissenschaft der Universität Hamburg für netzwerk recherche in Kooperation mit Message, der Internationalen Zeitschrift für Journalismus.
Berlin/Hamburg Juli 2015

Herausgegeben von
netzwerk recherche e.V.
Greifswalder Str. 4, 10439 Berlin
www.netzwerkrecherche.de

Julia Stein (V.i.S.d.P.)

Projektleitung: Prof. Dr. Volker Lilienthal,
Rudolf-Augstein-Stiftungsprofessur für Praxis
des Qualitätsjournalismus

Redaktionsleitung: Malte Werner

Schlussredaktion: Natascha Buhl

Redaktion: Eva Book, Benjamin Breitegger,
Amelie Sophie Breitenhuber, Julia Dziuba,
Lea Freist, Maximilian Ginter, Janne Görlach,
Michaela Haase, Thilo Hopert, Annika Jahn,
Vanessa Karrasch, Petra Maier, Josefa
Raschendorfer, Larissa Robitzsch, Pascal
Siggelkow, Florian Steinkroeger, Anna
Ulrich, Elina Wiesner

Layout: Ute Lederer

Druck: Elbdrucker GbR,
Offakamp 7-9, 22529 Hamburg

Auflage: 1.000

Gratik Vogel: Sergey Yakovlev/fotolia.com
Post-its: freepik.com



Gehasst, bedroht, Schutz gesucht

Der Journalist Visar Duriqi schreibt an gegen Korruption und den radikalen Islam. In seiner Heimat Kosovo wird er deswegen bedroht

An Morddrohungen gewöhne man sich, sagt der 27-jährige Visar Duriqi. Seit sechs Jahren erreichen sie ihn regelmäßig über Facebook, E-Mail und SMS. Bisher weit über einhundert. „Du bist der erste auf unserer Todesliste von Journalisten“, steht darin oder: „Dir wird es wie den Journalisten in Syrien ergehen.“

Seit Anfang März ist Visar Duriqi Gast der Hamburger Stiftung für politisch Verfolgte. Ein Jahr lang wird er in Deutschland leben. Zeit zum Durchatmen, Zeit zum Abstand gewinnen.

Klein und seltsam

Wenn Duriqi über seine Heimat, den Kosovo, spricht, klingt er wenig hoffnungsvoll. Zwei „S“, sagt er, beschreiben sein Land: small und strange. Klein und seltsam. Klein, weil der Kosovo nur 1,8 Millionen Einwohner hat, und seltsam, weil religiös-radikale Gedanken und Korruption allgegenwärtig seien. Es sind die Themen, über die Duriqi als freier Journalist und Reporter der kosovarischen Gazeta Express in den vergangenen Jahren berichtet hat. Viele hassen ihn dafür. Das Muslimische Jugendforum verdächtigte ihn

im August 2014 öffentlich der Abtrünnigkeit vom Islam: Ein Vorwurf, der ihn unter Extremisten zum Freiwild erklärte. Kosovarische Sicherheitsbehörden empfahlen ihm, seinen Weg zur Arbeit oft zu wechseln und nicht öffentlich aufzutreten.

Duriqi hat sich ein gutes Netzwerk aus Informanten aufgebaut. In monatelangen Recherchen wies er Verbindungen nach zwischen lokalen Moscheen und saudischen Wahhabiten, Anhänger einer radikalen Auslegung des Islam. Er deckte auf, dass 2010 etwa 2,2 Millionen Euro aus dem Budget der Islamischen Gemeinde des Kosovo verschwanden. Wohin das Geld floss, weiß er bis heute nicht. Und er veröffentlichte Namen von radikalen Predigern, die für Al Kaida oder den sogenannten Islamischen Staat (IS) rekrutieren.

Über 200 Kosovaren kämpfen im Irak und in Syrien auf Seiten der Islamisten, das zeigt eine Studie des Kosovar Center for Security Studies, die im April veröffentlicht wurde. Erst im August wurden 40 Terrorverdächtige im Land verhaftet. Radikalisierung findet ständig statt, sagt Duriqi. „Die moderaten islamischen Kräfte sind in der Minderheit.“

Ein Dutzend gefälschte Profile

Ein Großteil der gut 800 Imame im Kosovo denke fundamentalistisch. Offiziell würden sie im legalen Rahmen predigen, im privaten Kreis jedoch Unterstützung für Islamisten äußern: Manche für den IS, andere für die Al Kaida in Syrien. „Trifft man Imame privat, muss man sein Handy ausschalten“, sagt Duriqi. Dann höre man Kommentare, die nicht veröffentlicht werden sollen. Stelle man hingegen



Die Drohungen verfolgen Duriqi bis nach Deutschland, wo sich der Journalist derzeit in Hamburg erholt.

eine offizielle Interviewanfrage, dann bekomme man vorsichtig formulierte Antworten aus dem Pressebüro.

Duriqi setzt bei seinen Recherchen deswegen viel auf das Internet: auf YouTube, Facebook, Twitter. Mit einem Dutzend gefälschter Online-Profilen greift er auf geschlossene Gruppen zu, speichert Fotos, recherchiert Klarnamen.

Vor drei Jahren begann er, für das Balkan Investigative Reporting Network (Birn), einem Netzwerk lokaler Menschenrechtsorganisationen, zu recherchieren. Noch im selben Jahr erhielt er eine Stelle bei Gazeta Express, für die er nun auch aus Hamburg schreibt.

Zwiegespalten sei auch der Journalismus im Kosovo, berichtet Duriqi. Einerseits gebe es eine große Solidarität unter Kollegen: Werden Informa-

tionen aus Angst vor der Reaktion der Anzeigenkunden in einer Zeitung nicht gedruckt, berichten Kollegen in anderen Medien.

Andererseits sei er aber auch verlogen und gefährlich: Viele gläubige Journalisten würden die Scharia für die optimale Lösung für den Kosovo halten, sagt Duriqi. Sie würden es zwar nicht in ihren Artikeln schreiben, weil das gegen die demokratische Verfassung verstößt. „Aber sie sagen es dir beim Kneipengespräch.“

Für Visar Duriqi nur ein weiterer Grund, gegen den Fundamentalismus anzuschreiben. Wie notwendig das ist, daran erinnern ihn die Morddrohungen der Radikalen, die ihn bis nach Deutschland verfolgen.

Text: Benjamin Breitegger/IJK

Freitag, 11:45 – K3
Ende oder neuer Aufbruch?
Verfolgte Journalisten
im deutschen Exil

Sharmila Hashimi, Ehsan Mehrabi,
Firaz Al-Shater, Jens-Uwe Thomas

Nicht nur die Freundin des Kameraden

Frauen aus der Neonazi-Szene werden kaum wahrgenommen und deshalb oft unterschätzt. Daran hat auch die klischeebehaftete Berichterstattung der Medien ihren Anteil

„Der Teufel hat sich schick gemacht“, titelte die Bild-Zeitung über den Prozessauftakt von Beate Zschäpe. Von „der Kalten“, „dem Bösen“ und analog zu Hannah Arendt über Adolf Eichmann sogar von der „Banalität des Bösen“ war in den Medien die Rede. Worüber die Aufmerksamkeit für Zschäpe hinwegtäuscht: Die Gefahr von Frauen im Rechtsextremismus wird stark unterschätzt. „Rechte Gewalt galt bisher per se als männlich. Die Beteiligung an politisch motivierten Straftaten durch Mädchen und Frauen wurde weitestgehend ausgeblendet“, schreibt Andrea Röpke, die sich als freie Journalistin mit ihren Insider-Recherchen im Neonazi-Milieu einen Namen gemacht

hat, in ihrem Buch „Mädelsache“ (mit Andreas Speit). „Doch auch, wenn die braune Szene sehr heterogen und widersprüchlich ist – Frauen sind inzwischen ein fester Teil davon.“

Brieffreundschaft zu Neonazi

Auch Zschäpe ist keineswegs nur die „Nazi-Braut“, die die Bild-Zeitung aus ihr machen wollte. Röpkes Recherchen zufolge radikalisierte sich Zschäpe in der Thüringer Kameradschaftsszene, galt schon frühzeitig als gewaltbereit und waffenbegeistert, verfügte über Kontakte ins militante „Blood & Honour“-Netzwerk in Sachsen und kannte bundesweit wichtige Neona-

zis. Noch im Gefängnis pflegte sie eine intensive Brieffreundschaft zu einem gefährlichen Neonazi aus Nordrhein-Westfalen. Und Zschäpe ist kein Einzelfall. Frauen prägen die radikale Entwicklung im Hintergrund entscheidend mit und bekennen sich immer offener zur rechten Szene. Weil sie als politische Aktivistinnen oftmals nicht wahrgenommen werden, erweitert das ihre Handlungsspielräume. Hier sieht Röpke besonders Journalisten in der Pflicht: „Wenn wir darüber nicht aufklären und die Medien nicht vernünftig bereit sind, diese Frauen als

Frauen prägen die radikale Entwicklung im Hintergrund entscheidend mit

selbstständig denkende, rassistische Menschen offen zu legen, dann besteht die Gefahr, dass wir sie weiter so agieren lassen und ihre Strategien wirksam werden.“

Johanna Sigl vom Forschungsnetzwerk „Frauen und Rechtsextremismus“ beobachtet aktuell zwei Entwicklungen

in diesem Bereich: Zum einen würden Frauen zunehmend in den Vordergrund treten und so für eine Image-Verbesserung der sonst sehr uniformen rechten Szene sorgen. Laut Röpke wollen Frauen oftmals nicht mehr bloß die „Freundin ei- ▶



nes Kameraden“ sein, sondern auf der Straße, in Kommunen und Vereinen als Teil der „kämpferischen Front“ anerkannt werden. Die rechte Szene profitiert davon, denn im lokalen Alltag gewinnen Frauen schneller an gesellschaftlicher Akzeptanz und erreichen bei Kommunalwahlen meist bessere Ergebnisse als Männer. Dennoch würde das Engagement von Frauen für die NPD oder bei den „Freien Kräften“ in der Öffentlichkeit immer wieder Verwunderung auslösen. „Frauen und Neonazismus – unbewusst wird diese Verbindung in Medien und Politik kaum gesehen. Klischees bestimmen oft die Wahrnehmung“, sagt Röpke.

Die NPD rief Anhänger dazu auf, soziale und pädagogische Berufe zu ergreifen

tors durch die braune Szene hat Röpke zufolge schon eine wesentlich längere Tradition: „Rechtsorientierte Frauen wenden sich seit Jahrzehnten pädagogischen und sozialen Berufen zu. Das Tätigkeitsfeld passt in die rechte Klischeevorstellung der Frau, die geboren sei, um den Nachwuchs aufzuziehen, die Kinder zu schulen und die Familien zusammenzuhalten.“ Im August 2010 deckte die taz auf, dass mit Birkhild Theißen, Ehefrau eines NPD-Kommunalpolitikers aus Mecklenburg-Vorpommern, eine tief im rechten Spektrum verankerte Frau in einem staatlichen Kindergarten in Lüneburg arbeitete. Niemand will

etwas von ihrer politischen Überzeugung gewusst haben. Doch warum werden Frauen aus dem rechten Rand noch immer unterschätzt und was können Medien daran ändern? Einen Ansatz sieht die Sozialwissenschaftlerin Sigl in der Vermeidung von Klischees und Stereotypen: „Verantwortungsvoller Journalismus sollte daran arbeiten, Stereotype nicht zu reproduzieren und dahingehend sensibel mit Geschlechterrollen umzugehen.“ Auch Journalistin Röpke kritisiert die zu großen Teilen einseitige Berichterstattung: „Diese Klischees von Glatzköpfen, Bomberjacken und Springerstiefeln in den Medien haben uns schon zur Verzweiflung gebracht. Aber Rechtsextreme sind nicht klar erkenn-

Nette Frau von nebenan

Andererseits blieben Frauen in ihrem Umfeld oft bewusst unerkant und könnten so ideologisch in der Mitte der Gesellschaft wirken. „Frauen sollen Akzeptanz für die ‚nationale Sache‘ gewinnen und engagieren sich in Sportvereinen, Bürgerinitiativen, Kindergruppen oder Elternbeiräten. Sie treten als die nette Frau von nebenan auf – die politische Ausrichtung wird oft erst später klar“, erklärt Röpke. Die NPD rief ihre Anhänger sogar ganz offiziell dazu auf, soziale und pädagogische Berufe zu ergreifen, da in der vorschulischen Erziehung und der Kinder- und Jugendarbeit ein „breites Berufsfeld“ noch „allzu oft ungenützt von uns Nationalen“ bliebe (Deutsche Stimme, April 2010). Doch die Unterwanderung des Erziehungssek-



Frauen bekennen sich immer offener zur rechten Szene.

Freitag, 17:00 – K6
War da was?
Der NSU und die Medien
 Elke Grittman, Annette Ramelsberger

bar, die Frau sieht aus wie die Frau von nebenan.“ Eine weitere Möglichkeit sieht die Expertin in gründlicher Vorbereitung und kritischem Umgang mit Quellen: „Es ist wichtig, immer erst einmal Wissen anzuhören, sich selbst zu informieren und nicht einfach die Behördenmeinungen zu übernehmen, sondern diese auch zu hinterfragen.“ Sigl ergänzt: „Es ist immer gut, genau hinzusehen, ohne Vorurteile. Denn je weniger wir genau hinschauen, desto eher arbeiten wir mit unseren Stereotypen und den gesellschaftlichen Vorurteilen im Kopf und reproduzieren diese.“ Verantwortlich für die unzureichende Aufklärung macht Röpke auch den Druck auf die Journalisten: „Ich würde mir wünschen, wir würden nicht so eilig berichten, und nicht immer den Druck haben, täglich auf dem neuesten Stand zu sein. Weniger Hysterie und eine weniger rasante Berichterstattung und sich stattdessen mehr Zeit nehmen, analytischer zu arbeiten und einen Blick hinter die Kulissen zu werfen.“

Text: Elina Wiesner/IJK

Foto: Michaela/flickr (CC BY-NC-ND 2.0)

ANZEIGE

QUALITÄT IST KEINE GLAUBENSFRAGE

drehscheibe – wie Lokaljournalismus besser wird

drehscheibe
 aus Lokalredaktionen für Lokalredaktionen

www.drehscheibe.org

DIE BESTEN IDEEN AUS LOKALZEITUNGEN.
 DAS MAGAZIN. DAS PORTAL. DAS ARCHIV.

Und alle so: „Her mit Voltaire!“

Wie der Aufklärer eine Renaissance auf den Bestsellerlisten in Frankreich und Deutschland erlebt und als Frontkämpfer der uneingeschränkten Pressefreiheit missverstanden wird

Im Verlagshaus Gallimard freut man sich über den unerwarteten Erfolg eines 250 Jahre alten Werks. In den Wochen nach den Attentaten in Paris wurden in Frankreich mehr als 10.000 Exemplare von Voltaires Streitschrift „Abhandlung über die Toleranz“ verkauft. In Deutschland hat Suhrkamp eine Neuausgabe veröffentlicht, die bei Online-Buchversendern oben in den Verkaufslisten steht. Wohl nicht ohne Grund zielt ein Bleistift das Buchcover.

Die eigene Fehlbarkeit

Es könnte so schön sein: Menschen befassen sich mit aufklärerischen Gedanken, debattieren, ob diese noch zeitgemäß und in wie weit sie im Jetzt noch dienlich sind. Doch der Schein trügt. Voltaires Werk wird fehlinterpretiert, seine Aussagen zur Meinungsfreiheit verklärt und er selbst als Teil der vermeintlich abendländischen Kulturidentität überhöht. Doch Voltaire plädiert eben nicht für eine absolute Meinungsfreiheit. Im Gegenteil: Er verurteilt öffentliche Provokationen, geißelt Angriffe auf Andersgläubige und -denkende. Die von ihm geforderte Gewissensfreiheit ist nicht als Erlaubnis zur uneingeschränkten Pressefreiheit aus-

zulegen. Deutlich wird das in seiner Definition von Toleranz: „Aber noch klarer ist, dass wir uns wechselseitig dulden müssen, denn alle sind wir schwach, schwankend und der Unbeständigkeit wie dem Irrtum verfallen.“ Jeder darf denken, was er möchte, er muss sich aber auch der eigenen Fehlbarkeit bewusst sein. Affronts jeglicher Art seien zu vermeiden.

Vom hohen Ross

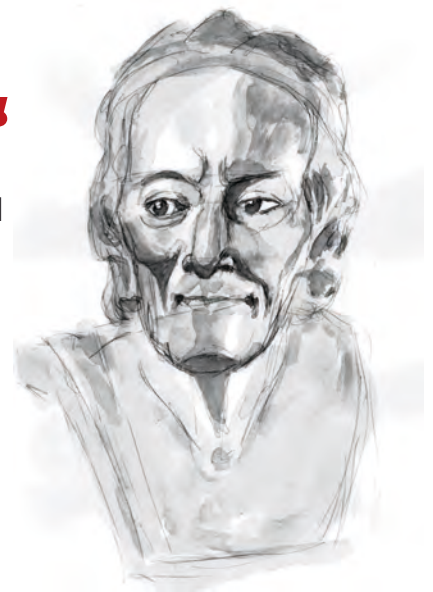
An die Stelle der hier eingeforderten Demut tritt eine nimmermüde kontextlose Verkürzung Voltaire'scher Aphorismen – im Internet wie auch in einigen Medien. Voltaire, der große Aufklärer und Fürsprecher einer uneingeschränkten Pressefreiheit, heißt es dort. Was nicht ganz stimmt. Hier scheint sich eine Form der Identitätssuche zu offenbaren, etwas, das auch die Bildungsphilister auf der Straße einfordern, wenn sie sich um ihr Abendland sorgen und trotzdem nicht so ganz sicher sind, was das überhaupt ist, ein Abendland, und wer denn überhaupt Oswald Spengler war.

„Alle sind wir schwach, schwankend und der Unbeständigkeit wie dem Irrtum verfallen.“

Die westliche Welt definiert sich gerne über die aufklärerische Epoche, erklärt Unterschiede zu Entwicklungsländern und der arabischen Welt mit den Einflüssen von Kant, Voltaire und Rousseau. Wobei sich ein selbstbezogenes Distinktionsmerkmal erkennen lässt, wenn diskutiert wird, wie wichtig diese Herren waren und wie wichtig sie für andere Länder gewesen wären. Das hat etwas von einem spöttischen Blick vom hohen Ross.

Wo endet meine Freiheit?

Wir hier, hoch tolerant, aber durchdrehend, wenn beim Bäcker mit dem Kunden vor uns zwei Minuten geplauscht wird und nicht fließbandgleich „abgefertigt“. Wir hier, die nahezu blind einem absoluten Toleranzgedanken zu folgen meinen und nicht bereit sind, ihn zu hinterfragen. Wo doch derartige Blindheit den Extremisten überlassen sein sollte. Der Hype um Voltaires Buch ist sinnbildlich für eine eigentlich wehrlose Gesellschaft im Jetzt, die in der Werte-Pluralität ori-



entierungslos unterzugehen droht. Der stehen monistische Weltbilder gegenüber, die häufig die Reziprozität von Freiheit und Toleranz ablehnen. Heißt das, meine Freiheit endet eben nicht, wo deine Freiheit beginnt? Und dass meine Toleranz endet, wo deine Intoleranz beginnt? Niemand scheint einzusehen oder zuzugeben, was Voltaire als erstes Naturgesetz formuliert: „Dass wir uns wechselseitig unsere Dummheit verzeihen.“

Text: Maximilian Ginter/IJK

Voltaire: *Über die Toleranz*. Mit einem Vorwort von Laurent Joffrin. Suhrkamp Taschenbuch, 200 Seiten, Berlin 2015.



Foto: AshenSrem (CC BY-NC-ND 3.0)

ANZEIGE

Gesundheitspolitik +++ Medizinische Versorgung +++ Pflegeversicherung +++ Prävention
Prävention +++ Gesundheitspolitik +++ Medizinische Versorgung +++ Pflegeversicherung
Pflegeversicherung +++ Prävention +++ Gesundheitspolitik +++ Medizinische Versorgung

Wer viel fragt, will es genau wissen.

Wir antworten:

Pressestelle der AOK Rheinland/Hamburg • Pappelallee 22-26 • 22089 Hamburg
Pressesprecherin Antje Meyer • Telefon: 040/20231401 • Email: antje.meyer@rh.aok.de

